



Jürgen Trabant

## Cap and Gown

»Bitte kommen Sie doch wieder herein.« Der Kandidat betritt den schmucklosen Prüfungsraum, in dem er soeben eineinhalb Stunden lang über seine Doktorarbeit und andere Themen befragt wurde. ›Disputation‹ heißt das Ereignis mit einem nur für diese Prüfung verwendeten, kaum eingedeutschen Latinismus. Auch die ›Öffentlichkeit‹, die der Disputation beigewohnt hat, also Kommilitonen, die Eltern, die Schwester und die Freunde, Mitdoktoranden, denen das demnächst auch bevorsteht, kehren in den Prüfungsraum zurück. Die Kommission – vier Professoren, ein Assistent –, die hinter verschlossener Tür beraten hat, steht geheimnisvoll lächelnd vor dem Tisch, an dem sie soeben noch mit dem Kandidaten zusammengesessen hatte. Der Kommissionsvorsitzende ergreift – stehend – das Wort, seine Stimme klingt offiziell: »Herr Schulze, ich darf Ihnen das Ergebnis der Doktorprüfung mitteilen. Die Gutachter und die Kommission haben Ihre Arbeit mit ›magna cum laude‹ bewertet, die Disputation haben Sie ebenfalls sehr gut gemeistert: ›magna cum laude‹. Sie haben die Doktorprüfung insgesamt mit ›magna cum laude‹ bestanden. Ich darf Ihnen herzlich gratulieren.« Der Kommissionsvorsitzende schüttelt dem frischgebackenen Doktor die Hand. Stehen, die offiziell-feierliche Sprache, der Händedruck und natürlich die lateinische Note markieren die Bedeutung des Ereignisses: die Aufnahme des jungen Gelehrten in die Gemeinschaft der Doctores, deren Sprache vor Hunderten von Jahren einmal das Lateinische war. Die Öffentlichkeit und die Kommission applaudieren. Weitere Händedrucke, Umarmungen etc. Der Kandidat dankt der Kommission, insbesondere aber seinem Doktorvater, und lädt zu einem kleinen Umtrunk ein: im Dienstzimmer des Doktorvaters, auf dem Flur oder in der Pizzeria nebenan. Das war's.

In den Monaten nach diesem kargen Ritual – Stehen, formelle Sprache, Händedruck, lateinische Note – wird die Doktorarbeit dann für den Druck überarbeitet. Die

beiden Betreuer überprüfen den überarbeiteten Text und erteilen die Druckgenehmung: »Imprimatur!«. Hier erscheint erneut ein lateinisches Element. Niemand weiß natürlich mehr, dass ›imprimatur‹ dritte Person Singular Konjunktiv Präsens Passiv des lateinischen Verbs ›imprimere‹ ist, »es möge gedruckt werden«, und dass es daher »*das* Imprimatur« mit Akzent auf der dritten Silbe heißt und nicht »*die* Imprimatur«, mit Ton auf der letzten Silbe, wie bei anderen Wörtern auf -tur: Agentur, Inventur, Prozedur. Egal, das oder die, jedenfalls wird das nun erteilt. Dann wird die Arbeit gedruckt. Die Pflichtexemplare werden bei der Universität abgegeben. Daraufhin wird die Doktorurkunde ausgefertigt (an manchen Universitäten tatsächlich immer noch auf Latein!), die sich der Kandidat bei der Sekretärin abholt. Das alles kann Jahre dauern. Nun darf er sich endlich ›Herr Doktor‹ nennen.

Andere akademische Prüfungen, Bachelorprüfungen, Magisterprüfungen, Staatsexamina entbehren überhaupt jeglichen Abschluss-Rituals, weil sie aus einer Reihe von Einzelprüfungen bestehen, deren Ergebnisse sitzend oder schriftlich mitgeteilt werden und dann auf dem Abschlusszeugnis zusammengefasst werden, das ebenfalls beim entsprechenden Büro abgeholt wird. Nur die Habilitation enthält ähnlich wie die Doktorprüfung Schwundelemente eines Rituals, zum Beispiel in der stehenden Verkündigung des Ergebnisses.

Minimalistische Rituale, glanzlose bürokratische Prozeduren für einschneidende Momente im Leben junger Menschen, für wichtige Übergänge, sind immer noch charakteristisch für das deutsche Universitätsleben, ›rites de passage‹ ohne ›rites‹. Wer einmal in Amerika oder in Großbritannien bei einem ›commencement‹ oder einer ›graduation ceremony‹ dabei war, muss dies einfach als Skandal empfinden. Dort kommen in großen Feiern alle Absolventen – Bachelor, Master, PhD – mit Doktorhut und Talar – ›cap and gown‹ – im Stadion, im Theater oder



einem Festzelt zusammen, die Verwandten eilen zu Hunderten herbei, die Professoren marschieren in feierlicher Prozedur ebenfalls mit Cap and Gown ein, irgendein bedeutender Mensch hält – in Cap and Gown – eine Rede über die Bedeutung der Erziehung für das Leben. In England wird dann in einem nicht enden wollenden Defilee und mit Hunderten von Verbeugungen vor dem Dean – »bow to the Dean!« – jedem einzelnen Absolventen vom Head of Department die Urkunde überreicht. Der Bommel vom Doktorhut wird nach der Verkündigung der Graduation von der einen auf die andere Seite gelegt, und am Ende werden alle Caps beim Gruppenfoto in die Luft geworfen. Der schönste Moment beim Commencement in Stanford ist es, wenn der Präsident zu den Studenten sagt: »Und nun verneigen Sie sich bitte vor denen, die dies alles ermöglicht haben«, und wenn dann Hunderte von jungen Leuten sich von ihren Plätzen erheben, sich umdrehen und sich vor ihren Eltern verbeugen, die auf den Rängen des Stadions sitzen. Eine rituelle Körperbewegung von ergreifender Bedeutung und Wirkung. Die Zeremonien sind endlos. Die Verkleidung in Cap and Gown ist karnavalesk, ein Pseudo-Mittelalter, das sich auf die Britischen Inseln und nach Amerika gerettet hat. Aber gerade diese mediävale Verkleidung markiert ja wie nichts sonst das Außerordentliche des Ereignisses, und die vestimentäre Evokation mittelalterlicher Gelehrsamkeit verbindet noch das völlig amerikanische Ereignis mit einer längst versunkenen katholisch-lateinischen Europäität. Das Ritual erfüllt in Reden, Bewegungen und Kleidern seine Funktion des Rite de Passage, der Bekräftigung und Erneuerung gesellschaftlicher Beziehungen und der Verwurzelung der Institution in der Vergangenheit. Es schließen sich Imbisse, Umtrünke, Empfänge, ein großer Ball an. Die Gefeierten werden diesen Tag nie vergessen. So fängt ein neuer Abschnitt im Leben an!

Im Blick auf diese aufwendigen rituellen Ereignisse in anderen Ländern hat uns vor einigen Jahren die Scham vor der Versagung solcher feierlichen Rites de Passage im (west-)deutschen Universitätsleben ergriffen. Die fast völlige Abwesenheit von universitären Ritualen oder die Reduzierung auf rituelle Schrumpfformen war ja nicht nur ein Verzicht auf jegliche Korporativität der Institution, sondern auch eine Verweigerung der institutionellen Anerkennung der Leistungen unserer Schüler, geradezu eine Art gesellschaftlicher Diebstahl von etwas, was ihnen eigentlich zustand. Die deutschen Universitäten hatten alle Rituale abgeschafft oder ins Minimalistische

reduziert aus protestantischer Angst vor ›hohlem‹ Zeremoniell, aus Kleinmütigkeit, vor allem aber aus Verzweiflung über den Verrat der deutschen Universität am Ethos der alten europäischen, lateinischen, also universellen Gelehrsamkeit. Der Muff von 1000 Jahren unter den Talaren hatte sich durch das Ablegen derselben zwar aus den Universitäten verzogen, aber es war nichts an seine Stelle getreten, kein neuer Geist, kein frischer korporativer Wind. Mit der Zeugnisüberreichung aus der Hand der gestressten Fachbereichssekretärin lässt sich einfach keine unvergessliche Erinnerung an Studium und Universität und an den Moment des Übergangs in einen neuen Lebensabschnitt begründen, höchstens Wut auf eine Institution, die einen so schäbig behandelt (daher rührt ja auch die enorme Schwierigkeit, funktionierende Alumni-Vereinigungen zu schaffen). Nun sind aber doch endlich neue Feiern erdacht worden. Meistens finden sie dezentral, auf Institutsebene, statt. Manches ist noch sehr hausbacken und gern auch noch – wie soll man es nennen? – spießig antirituell, Feiern mit einer zur Schau getragenen Anti-Feierlichkeit. Bei einer Abschlussfeier, bei der ich kürzlich die Ehre hatte, die Festrede zu halten, fielen die Absolventen durch bewusst (?) schlampige Kleidung auf. Verkleidet, etwa in einem schwarzen Anzug oder Ähnlichem, waren die nicht. Manchmal aber gelingt es doch, eine gewisse moderne Eleganz an die Stelle talar-, streichquartett- und schwarzanzuglastiger Zeremonien zu setzen. Wir üben noch.

Jedenfalls ist den Universitäten die Bedeutung der Rituale bewusst geworden. Größere, universitätsweite Feste sind mangels Finanzierung noch selten, wären aber unbedingt notwendig. Sie stärken die korporative Identität, sie binden auf wunderbare Weise alle beteiligten Menschen an die Institution. Allerdings sollte man dabei vielleicht die Kopie der amerikanischen Formen, das Anlegen neomittelalterlicher Doktorhüte und Talare, von Caps and Gowns, das In-die-Luft-Werfen der Caps usw. nicht in Betracht ziehen, auch wenn das in amerikanischen Soaps so hübsch aussieht. Es ist so geschmacklos wie der Import von Halloween, das ja auch einfach falsch und schrill auf den europäischen Traditionen sitzt, selbst wenn es ursprünglich einmal europäisch war. Unbedingt importieren sollte man aber den fröhlichen optimistischen Geist der amerikanischen Feste: Wir haben es zusammen geschafft, wir hatten eine wunderbare Zeit zusammen, wir sind dankbar, wir werden es nicht vergessen, wir wünschen euch alles Gute: Wir.



## Tim Otto Roth – der Photonenfänger

Als »Photonenfänger« wird Tim Otto Roth von Harald Lesch bezeichnet. Wie man Licht in Form eines Bildes gebannt bekommt, beschäftigt den Oppenauer Künstler auf vielfältige Weise. Mit der Abwesenheit des Lichtes – dem Schatten – setzt er sich in seinen Photogrammen seit über 15 Jahren auseinander und machte diesbezüglich auch als Theoretiker von sich reden.

Zahlreiche großformatige Projekte realisierte Roth im öffentlichen Raum mit Projektionen, Lichtinstallationen oder Präsentationen an Medienfassaden. Mit den immateriellen Imaginationen, seinem bislang erfolgreichsten Projekt, entwickelte er eine eigene Formsprache: Malerei jenseits der Malerei im Zeitalter des Internets. Die Imaginationen zeigte er an internationalen Museen wie dem ZKM Karlsruhe oder dem Museum für Moderne Kunst in Wien, aber auch an Einrichtungen wie der Bibliothek von Alexandria oder dem nördlichsten Punkt des Internets auf einer Forschungsstation auf Spitzbergen.

Immer wieder baut der aus dem nördlichen Schwarzwald stammende Künstler auch Brücken zwischen Kunst und den Naturwissenschaften. Mit Einrichtungen wie Max-Planck-Instituten, dem Karlsruher Institut für Technologie oder dem CERN in Genf bestehen Kooperationen mit Spitzenforschungsstätten rund um den Globus. Mit »facing science« ([www.facingscience.net](http://www.facingscience.net)) gab er im Herbst 2010 in der Jubiläumsausstellung »WeltWissen« im Martin-Gropius-Bau der Berliner Wissenschaft sprichwörtlich ein Gesicht. In rasender Geschwindigkeit ziehen Porträts von Berliner Wissenschaftlern in einer Filmprojektion vorbei und setzen sich im Betrachterauge stets neu zu einem dynamischen Porträt der Berliner Wissenschaftslandschaft zusammen. Parallel dazu visualisiert er mit dem WeltWissenNetz das Netzwerk hinter den Gesichtern. Ebenfalls im Herbst 2010 realisierte er in Zusammenarbeit mit den Europäischen Südsternwarten (ESO) und der ESA eine Laserprojektion in Venedig. Mit »From the Distant Past« lässt er über die Fassade des Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti aktuellste Spektraldaten des Hubble Space Telescopes pulsieren, die Zeugnis von den frühesten Farbregungen der ersten stellaren Objekte im Universum abgeben. Für den Oxforder Kunsthistoriker Martin Kemp kündigt sich in Roths Ansatz eine neue Form der Kunst an: »A new art is encoding a new science« (*Nature* 458/2009, S. 836).

Seite 8: Aufnahme einer der entferntesten Galaxien mit dem Hubble Space Telescope. Horst Bredekamp umschrieb diese Pixeladaptionen am Rande der Sichtbarkeit als »eine Ursprungsbetorik mit visuellen Mitteln, die den Ursprung nicht als Ende definiert, sondern als Potenz zu neuen Öffnungen«. Original: ST-ECF/ESO, 2010

Seiten 26, 36: »Magia Catoptrica«, Laserinstallation mit einem Arrangement von 24 Spiegelkugeln, Schloss Achberg 2010  
Bilder: Anja Köhler (andereart fotografie)

Seite 52: »From the Distant Past«: Frontalansicht der Laserprojektion am Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti. Projiziert wurden in Kooperation mit dem Astrophysiker Bob Fosbury vom 15. September bis 14. Oktober 2010 die Spektren der fernsten Objekte im Universum, die mit dem Hubble Space Telescope mit einem neuen Instrument in jüngster Zeit aufgenommen wurden.

[www.imagination.net/distantpast](http://www.imagination.net/distantpast). Bild: Robert Fosbury (ST-ECF/ESO)

Seite 66: Intervention im öffentlichen Raum: An der stark frequentierten Accademia-Brücke gelegen, spielte »From the Distant Past« mit den Erwartungshaltungen der Passanten zu Land und zu Wasser.  
[www.imagination.net/distantpast](http://www.imagination.net/distantpast). Bild: Tim Otto Roth

Diese Seite: Selbstporträt, Schattenfängeraufnahme, 2009  
Bild: Tim Otto Roth